

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 1

Gießen, Freitag den 9. Januar 1914.

6. Jahrgang

Die Frauenbewegung im Jahre 1913.

Von irgend welchen prinzipiellen Errungenschaften der Frauen in Deutschland im vergangenen Jahre kann nicht berichtet werden. Alle auf die Erweiterung von Rechten abzuleitenden Anträge und Petitionen sind rundweg abgelehnt worden; und wenn wirklich einmal eine Volksvertretung beschloß, den Frauen ein Wahlrecht zu gewähren, so legte die Regierung ihr Veto ein. Aber natürlich gibt es nicht viele Parlamente in Deutschland, die zu der Erkenntnis vorgezogen sind, daß die Frauen eine Erweiterung ihrer Rechte dringend brauchen. Im abgelaufenen Jahre trat nur der bayerische Landtag dafür ein, daß den Frauen das aktive Wahlrecht zu den Kaufmanns- und Gewerbegerichten, Handels- und Gewerbekammern gegeben werden müsse. Da aber die Regierung sich äußerst zurückhaltend zeigte, werden die bayerischen Frauen wohl trotz des Beschlusses vom 20. November noch lange auf die Einführung des Frauenwahlrechts warten können.

Zimmerhin, die Tatsache, daß eine bundesstaatliche Volksvertretung sich von all den törichten und kleinlichen Vorurteilen, denen man fast überall begegnet, wo über Frauenrechte diskutiert wird, frei gemacht hat, gibt uns den Mut, zu hoffen, daß in absehbarer Zeit bei eifriger Propaganda auch an andern Stellen die Bedenken gegen das Frauenwahlrecht zu den beruflichen Interessenvertretungen so gut, wie zu Kommune, Landtag und Reichstag überwunden werden.

Wie dringend notwendig es ist, daß die Frauen selbst einen direkten Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnen, beweist die Behandlung zweier für das weibliche Geschlecht außerordentlich wichtiger Vorlagen im Reichstag. Zum Staatszugehörigkeitsgesetz, das die Lebensinteressen der Frauen, die einen in Deutschland wohnenden Ausländer heiraten, sehr tief berührt, waren eine ganze Anzahl gut begründeter Frauenpetitionen eingegangen, die durchweg eine Abänderung der Bestimmungen verlangten, daß die Deutsche, die einen Ausländer heiratet, die deutsche Staatszugehörigkeit verliert und insolgedessen Ausländerin wird. Dieser Teil des Gesetzes kann die unangenehmsten Folgen für die Frauen nach sich ziehen, und zwar werden vor allem natürlich die unbemittelten unter ihnen am schwersten getroffen. Sobald der Mann arbeitsunfähig wird, oder stirbt, wird die Familie in das Heimatland des Mannes abgeschoben, und die Ehefrau, die vielleicht in dem Land vollkommen fremd ist, ja vielleicht nicht einmal die Sprache versteht, mag sehen, wie sie mit ihren Kindern durchkommt.

Die sozialdemokratische Fraktion hat sich der Frauenwünsche mit großem Eifer angenommen, aber sie richtete nichts aus gegen die Opposition von rechts her. Nicht einmal die Fortschrittler stimmten für die Frauenpetitionen, hinter denen ein großer Teil ihrer weiblichen Parteimitglieder stand.

Eine schwere Niederlage erlitten die Frauen auch mit ihrer Forderung auf Zulassung weiblicher Schöffen zu den Jugendgerichten. Trotz einer ausgedehnten Propaganda zahlreicher Frauenorganisationen, trotz des energischen Eintretens unserer Genossen für die weiblichen Schöffen, wurde der Antrag abgelehnt. Von den bürgerlichen Parteien stimmten nur einige Fortschrittler und wenige Nationalliberale dafür.

Ist es danach noch verwunderlich, daß der Antrag der Sozialdemokratie auf eine Wahlrechtsreform der bundesstaatlichen Parlamente durch einen Zusatz zur Reichsverfassung, der auch das Frauenwahlrecht vorsah, keine Gegenliebe fand? Der Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei, Herr Kopsch, hielt es sogar für angebracht, ganz besonders vor dem Frauenwahlrecht zu warnen. Er sah entsetzliche Konsequenzen voraus: man werde auch den Kindern das Wahlrecht geben müssen.

So finden wir in der deutschen Gesetzgebung Mißerfolg über Mißerfolg. Und dieser trübselig stimmende Rückblick läßt es noch unbegreiflicher erscheinen, daß die bürgerlichen Frauen sich an dem Nummel anlässlich des Regierungsjubiläums Wilhelms II. beteiligten. Was hat ihnen das starke Betonen des „nationalen Empfindens“ geholfen? Die „nationalen Parteien“ fangen sie dadurch doch nicht. Die werfen ihnen weiter ihre Internationalität vor und denken nicht daran, auch nur die kleinsten Forderungen zu bewilligen. Jeder Machtzuwachs der Frauen ist ihnen verhaßt. Sie sehen die Gefahr, die ihrer eigenen Vormachtstellung dadurch droht, recht gut, und aus diesem Grund wehren sie sich auch mit aller Kraft gegen das Vordringen selbst der konservativen Frauen. Bekanntlich hat sich im April die „Vereinigung konservativer Frauen“ konstituiert, aber die Opposition in der konservativen Partei gegen diese Neugründung war so heftig, daß sich der Parteivorstand genötigt sah, enge Grenzlinien für die Wirksamkeit der konservativen Frauen zu ziehen, was natürlich nicht besagen will, daß die Vereinigung konservativer Frauen nicht mit der Zeit aus eigener Machtvollkommenheit ihr Tätigkeitsgebiet erweitert, trotz Pastor Werner und trotz Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation.

Die sozialdemokratische Frauenbewegung hatte im Jahre 1913 einen schweren Verlust zu beklagen. Ihr Vorkämpfer und aufrichtigster Freund, August Bebel, starb im August, und mit der Trauer der Sozialistinnen vereinigte sich die vieler bürgerlicher Frauen, die den Tod des unermüdeten Streikers für Frauenrechte beklagten.

Die Zunahme der Zahl berufstätiger Frauen auch in den Kreisen des Bürgertums zwingt die Frauen zu einer Stellungnahme in wirtschaftlichen und politischen Tagesfragen und drängt ihnen den Kampf um Rechte auf. Auch im vergangenen Jahr sind wieder zahlreiche neue Stellen für Frauen von der Post- und Telegraphenverwaltung sowie von der Eisenbahnverwaltung geschaffen worden. Von beiden wurden die bisherige Tätigkeit der Frauen lobend anerkannt, aber die Neueinstellung so vieler Frauen ist doch weniger auf ihre Nützlichkeit als auf ihre Willigkeit zurückzuführen. Sparmaßnahmen rücksichten waren maßgebend.

Die Arbeiterinnenorganisationen haben im Jahre 1913 stetig zugenommen. Das geht schon daraus hervor, daß die Zahl der weiblichen Vertrauenspersonen in den der Generalkommission der Gewerkschaften angeschlossenen Kartellen auf 84 gestiegen ist. Trotzdem haben wir keinen Anlaß, uns in Sicherheit zu wiegen. Die Nationalliberalen im Reichstag und der Deutsche Handelstag hielten es für nötig, für eine Verschlechterung der durch Gesetz gewährten Ruhezeit für Arbeiterinnen einzutreten. Der frühzeitige Samstagnachmittagschluß sollte hinten herum wieder aufgehoben wer-

Den, und ebenso Würden für die Beschäftigung der Arbeiterinnen in Ueberstunden besondere Erleichterungen verlangt. Der beste Beweis dafür, daß wir beständig auf der Hut sein müssen, damit nicht die Scharmacher die Erfolge, die in zähen Kämpfen von der Arbeiterschaft errungen sind, wieder vernichten! Nur ein kräftiges Weiterarbeiten an den gewerkschaftlichen und den Parteiorganisationen gibt uns die Gewähr dafür, daß sie ihre Pläne nicht durchführen können, und gerade für die nächste Zeit stehen uns ja besonders ernste Kämpfe bevor.

Wie stark die Frauen an der Gestaltung der Wirtschaftspolitik und der Sozialpolitik interessiert sind, muß ihnen gerade jetzt in dieser Zeit ständig wachsender Arbeitsnot klar werden. Jede Frau, die nur mit einiger Aufmerksamkeit die Dinge um sich herum betrachtet, muß erkennen, von welcher Seite sie Hilfe und Unterstützung erwarten kann. Die bürgerlichen Parteien haben im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und für die Arbeitslosenversicherung fast durchweg versagt. Die Sozialdemokratie stand allein; sie erfüllte ihre Pflicht, und sie versuchte auch, die größte Not der Arbeitslosen vor Weihnachten zu lindern. Werden die Arbeiterinnen und die Arbeiterfrauen, die noch nicht bei uns sind, aus dieser Tatsache lernen? Wir hoffen es, und was wir dazu tun können, um die vielen Gleichgültigen, die noch abseits stehen, für uns zu gewinnen, soll geschehen. Das Jahr 1914 muß einen großen Zustrom zu den 216 000 weiblichen Gewerkschaftsmitgliedern bringen, und die Zahl der in der Partei organisierten Genossinnen, die bis zum März des vergangenen Jahres auf 141 115 gestiegen war, soll noch um ein beträchtliches anwachsen.

So wollen wir das neue Jahre beginnen, und die Zuvorkunft, daß die sozialistischen Ideen auch bei den Frauen sich durchsetzen werden, wird unsere Arbeitskraft stärken, unsern Eifer für die Sache lebendig halten.

Auf mich kommt es nicht an!

So sagen noch immer sehr viele Frauen, wenn sie aufgefordert werden, der Frauenorganisation beizutreten. Auch ihnen können wir die Worte Lassalles zurufen:

„... Woher kommt es denn aber, daß ihr, die ihr unsere Ideen teilt, unsere Ansichten und Bestrebungen mit eurer Sympathie begleitet, daß ihr noch nicht eingetragene Mitglieder seid? O, ich kenne den altbekannten Grund dieser Erscheinung wohl! Man klatscht Beifall, man sympathisiert, aber man läßt gewähren und behält sich vor, an den Forderungen der Bewegung teilzunehmen, die andere mit ihren Kräften erarbeitet haben werden! Ich frage aber euch, ist das ein männliches, ist das ein eures Arbeiters würdiges Benehmen? Welches ist der Unterschied zwischen einem Arbeiter und einem Schmarotzer, wenn nicht der, daß letzterer von fremder Arbeit leben und da ernten will, wo er nicht selbst gesät hat? ... Euch also, die ihr nicht von fremder Arbeit leben wollt, und da ernten, wo ihr nicht selbst gesät, euch, die ihr mich mit eurem Beifall und Altklamation begleitet, euch ermahne ich zur Scham! Unseren Mitgliedern aber rufe ich folgendes zu: Nicht auf unsere Bevollmächtigten dürft ihr euch für die Agitation verlassen, sondern jeder einzelne von euch muß diese Agitation zu seiner Aufgabe machen.“

Wenn alle Frauen immer gesagt hätten: „Auf mich kommt es nicht an,“ wer würde sich um die Frauen kümmern, wer würde in der Gesellschaft nach ihnen fragen?

Spielzeug.

Am Zimmerplatz, auf dem in den Feiertagen die Arbeit ruhte, versammelten sich große und kleine Kinder, um sich ihre Weihnachtsgeschenke zu zeigen. Sie stellten ihre Sachen auf, blätterten in den unzerreißbaren Wilderbüchern. Einige Zungen schoben ihre Äugeln auf die Kugel los, ließen Blechtiere umherrasseln und Maschinen leuchten; Mädchen warfen Bälle in die Luft und setzten ihre Puppen auf die Balken. Sie zogen sie aus und an und wieder aus und zupften an ihnen herum, vom Kopf bis zu den Füßen. Die Kinder besuchten einander, bewunderten und tauschten sich ihre Sachen aus. Und da redete es sich herum, daß die Schuler-Kinder nichts hatten, garnichts als leere Blätter und gewöhnliche

Werkzeuge, die man zu Hause auch besaß — ohne Weihnacht. Als sich die Kinder darüber einig waren, wie ärmlisch das sei und wie lächerlich, standen sie um die Schuler-Kinder herum und die Mädchen kicherten, während die Buben allerlei Bemerkungen machten. Sie beobachteten, was die wohl mit ihrer traurigen Herrlichkeit begannen. Aber es war noch nicht viel zu sehen. Fritz Schuler krante weiches Holz aus seiner Werkzeugkiste hervor und kratzte mit seinem Bleistift herum, und seine Schwester zog auch nur Linien auf dem Papier. Und dann sagte Fritz: „Euer Zeug wär' mir viel zu langweilig. An dem Gelumpfe ist man nur darauf neugierig, wie man's wieder kaputt kriegt.“ Die Kinder waren so erstaunt über diese Antwort, daß sie sich davonmachten. Da bekam auch das Mädchen Mut und rief ihnen nach: „Solche Puppen, wie ihr habt, hab' ich ein Dukend zu Hause. Aber die dummen Köpfe mag ich nimmer anschauen. Reden können's auch nichts G'scheites und die Strümpfe und Hosel hab' ich ihnen schon hundertmal gewechselt. Ja!“

„Dös is an Aff!“ erwiderte ein Kind, „gehts weiter!“ Dann waren die Schuler-Kinder wieder allein.

Der Bub hatte seine Übungen mit dem Bleistift fertig und machte sich mit der Säge an das Holz. Es war eine mühselige Arbeit, die er langsam und sorgfältig begann, schließlich konnte er dann in dem vorgezeichneten Strich weiterfägen. Dann begann er auszuhöhlen und drückte und formte im Schweiß seines Kindergesichts. Es kam ein kleines, zierliches Ding heraus, das neueste Boot hatte er sich hergestellert, schmal, lang, wie sie jetzt pfeilschnell durch die Seen schieken. In der kleinen, flachen Oeffnung waren nur zwei Sitzbrette. Nun schnitzte er vier zierliche Ruder dazu, genau so, wie er sie gesehen hatte, und befestigte sie mit Stiften rechts und links am Rande des Bootes.

Das Schwesterchen hatte in ihrem Heft den Nikolaus gemalt, mit dem Mantel, dem Saß und der goldgeschmückten Kute, gerade so, wie man ihn zu Hause vorgespielt hatte. Der weiße Bart wackte weit herunter, aus dem Saß am Rücken standen die weißen und roten Perlen der Zählmaschine hervor. Damit war sie schon fertig. Sie hatte noch seine Stiefel mit Schnee bestäubt, da sah sie, was Fritz zusammenbastelte. Nun begann sie zwei sitzende Kerle zu zeichnen, bis an die Hüften nackt und mit struppelig verschwittem Haar auf ihren Köpfen. Sie fuhr, um das noch deutlicher zu machen, mit den Fingerspitzen auf den schwarzen Köpfen herum. „Die, wo ich gesehen hab“, sagte sie, „waren nämlich ganz verbrannt,“ und sie übermalte die Leiber braun. Dann schnitt sie nach diesen gemalten Gestalten Pappdeckel aus und klebte sie darauf. Als der Bruder das Schiff mit einem Namen versah und die Enden der Ruder bunt machte, setzte die Kleine ihre zwei Leute stark nach hinten geneigt auf die leeren Sitzbretter, so, daß sie die Hände bei den Stiften befestigen konnte. Der Vordermann wurde, wo sein Oberkörper aufhörte, mit einer roten Schwimmhose bekleidet, aus der er seine Beine, die man ja doch nicht sah, unter die Oeffnung des Bootes steckte. Aber der Hintermann, dessen untere Teile man gar nicht sah, bekam nur das Viertel einer weitmaschigen, lustigen Hose.

Bruder und Schwester hatten im Eifer die anderen Kinder vergessen. Blöcklich waren sie von einem Schwarm umringt, die Mädchen schrien vor Vergnügen und die Buben wälzten ein Waschfaß heran und schleppten Wasser, um zu sehen, ob das Boot auch schwimmen könne. Es schwamm. Vom Plätschern der Kinderhände im Wasser bewegten sich die Ruderhaken, und die zwei Bootsmänner lehnten sich so sicher zurück, als könnten sie jede Wette gewinnen. Die Kinder standen und schauten entzückt zu. Sie hatten ihre Kugel, Klugeln, ihre Soldaten und Bälle stehen lassen. Die Zinnsoldaten lagen auf der Erde und niemand gab ihnen Befehle. Die Schützerhäuschen waren überrannt worden, die Bälle hüpfen nicht mehr. Puppen lagen auf dem Gesicht oder streckten ihre Porzellanbeine erschreckt in die Höhe. Niemand zog die Maschinen auf und die Tiere muhten reglos liegen bleiben. Denn die Kinder wollten sehen und hören. Jedes wollte nun auch fägen und schnitzen und malen. Sie hatten heiße Köpfe und prügeln sich fast.

„Ich kann alle Augenblicke was anderes machen,“ sagte

Fritz. „Wenn ich will. Immer wieder was Neues.“ Das kleine Mädchen malte seinen Nikolaus, den Onkel Doktor dieses Straßenviertels, den Truthahn und den Pfau, den der Bierwirt an der Ecke sich hielt. Die größeren Mädchen wünschten von dem Kinde solche Figuren und sie gab sie ihnen. Als ein Schulmädchen für sich den Dr. Eisenbarth erworben hatte, stellte sie ihre lächelnde rosarot gefleibete Schlaspuppe einsam in eine Ecke und sagte: „Deh, du bist fad.“ Dann wandte sie sich wieder den lustigen Puppen und dem selbstgeschaffenen Spiel der Kinder zu.

Skizzenblätter aus meiner Krankenhauszeit.

Von Julius Zersah.

I.

Gespräch über das Sterben.

Das Leid ist ein Läuterungsverfahren Gottes, sagen die Christen. Eine Ermahnung an die Schwächlichkeit des Menschen, ein Erinnern an die Sündenhaftigkeit und Unvollkommenheit unseres Wandels, ein Wink zum Denken an das, was hinter Leid und Krankheit steht: Gott und der Tod. Die Chirurgen und Mediziner sind nur Handlanger Gottes, ihre Macht ist Gottes Macht, ihr Versehen ist Gottes Wille. Denn also steht geschrieben: Der du die Menschen lässest sterben.

Mein Operationsarzt war ein gottloser Mensch. Manche starben ihm, aber viele verdanken ihm auch Leben und Gesundheit. Er schnitt gern, aber er schnitt gut. Die meisten Operationen gelangen ihm. Aber er glaubte nicht an einen Gott.

Da denke man. . . Nun man denkt an so mancherlei im Läuterungsbede des Leids, umgeben von nichts als Leid, gefesselt wie ein Tantalus, den Qualen preisgegeben und nur von der Weisheit, dem Geschick der Wissenschaft und seiner kämpfenden Kraft zu erlösen. Man denkt viel. Man ist ja jung. Es ist Sommer. Draußen duften die Wiesen im ersten Schnitt, die Rosen blühen. Die Tage leuchten hell herein vom prunten schweren Grün gedämpft, aber sie verlieren ihren Glanz, sobald sie in den langen leidweihen Saal schweben über den weißen Wänden und die weißen Gesichter und Hände. Und die Nächte reden ihre traumblauen Augen herein, diese Juninächte mit ihrer hellen Sehnsucht.

Man denkt.

Man möchte diesen Herrscher Gedanken abschütteln, man möchte das rastlose Gehirn zum Rasten zwingen. Darum greift man zu den Karten, zum Dambrett, greift zum Buch, und die Folge? Das Gehirn arbeitet immer nur empfindlicher. Es ist nicht zur Ruhe zu bringen. So ist jeder Tag, und für jede Ablenkung ist man dankbar. Sogar wenn sie vom Pfarrer kommt.

Und der verflücht die Gelegenheit nicht, die günstig ist. Denn im Leid werden die härtesten Herzen zart. Alle Sinne sind empfänglich, das Gemüt ist elegisch-friedlich gestimmt, weich wie Wachs ist die Seele und läßt sich formen. Der Tod kommt und geht täglich. Die Sinne empfangen fast nichts als Traurigkeit, und dieses sind die Stunden, scheinbar so eingelegt für die Voten des Himmels.

Eines Tages kam auch der Geistliche zu mir. Ich hatte nach der Operation eine vierwöchige Nieberzeit hinter mir und war nach den Aeußerungen der Pflegerin nur soeben aus Versetzen dem Sensesmann entgangen.

Der Pfarrer begann nach der bewährten Methode. Aber er sah bald, daß er wirksamere Mächte bewegen müsse. Also sprach er mit großer Eindringlichkeit: „Bestimmen Sie sich vor Ihrer Todesstunde und bedenken Sie, daß dieser schweren Stunde keiner entgeht, ohne nach seinem Gott, wie nach einem rettenden Anker zu rufen.“

Ich redete mich ein wenig, sah ihm in die Augen und sagte fast ebenso fest: „Gestatten Sie mir eine Frage, Herr Pfarrer, oder vielmehr eine Frage mit gleichzeitiger Antwort: Warum sind die Toten fast alle so häßlich?“

„Diese Frage und Ihre Antwort wird aber doch nur von Bedeutung sein, für die Frage, die ich angeschnitten habe,“ entgegnete der Pfarrer.

„Scheinbar,“ erwiderte ich. „Nur scheinbar. Für mich ist sie viel mehr als Symbol. Während für mich das Sterben ein natürlicher Abschluß ist, bedeutet der Vorgang für Sie einen Uebergang, bei dem Sie sogar noch dem Ungläubigsten und dem Verderbtesten durch eine Signalfahrt in die Ohren den Anschluß an die Seligkeit dadurch verschaffen zu können glauben, daß Sie und er glauben; er glaubt. Deshalb schrecken Sie in der Todesstunde eines Menschen nicht davor zurück, einmal ihm zu sagen, was er in den meisten Fällen nicht weiß, daß er sterben muß, und daß er mit der rein platonischen Gemüthsbehandlung „Ach glaube und bereue“ eine Anweisung auf die Seligkeit mitnimmt. Mit den andern Gläubigen machen Sie es ähnlich. Dadurch haben Sie erreicht, daß in der Tat die meisten Gläubigen weder den Tod herbeisehnen noch in Frieden und Freude mit ihrem Leben abschließen können. Man hegt sie in Angst bis zur Verzweiflung, und ihre Flüge verzerrten sich im Sterben, als stünden sie mit einem Fuß in der Hölle und mit dem andern im Himmel. Haben Sie noch nie gesehen, wie solche Sterbende sich aufbäumen, wie die Augen, die tonlos zuckenden Lippen, die krallenden Hände, ja wie der ganze Körper nach Befreiung von körperlicher und seelischer Qual und Beklemmung

schreit? Und dann stehen Sie dabei, pferchen Körper und Seele in die Hölle der Gottesfurcht, die Furcht vor Gott, ihrem einzigen Retter, ein. Endlich, wenn Sie der beglückende Tod erlöst hat, liegen sie da, verzerrt und häßlich, daß sich die Lebenden, die vielleicht erst Tage oder Wochen vorher mit ihnen gelacht und geplaudert haben, vor ihnen fürchten.“

„Aber,“ sagte der Pfarrer, „auf das, was Sie hier sagen, kommt es doch eigentlich beim Sterben gar nicht an. Vielmehr ist doch das Entscheidende: Glauben Sie an ein Fortleben nach dem Tode oder sind Sie der Ansicht, daß alles menschliche Leben mit dem Tode abgeschlossen sei und nur den Zweck habe, der menschlichen Gesellschaft angehört zu haben?“

Ich erhob mich wieder ein wenig und antwortete: „Wenn ich Ihnen nun die gleiche Frage umgekehrt so stellen würde: Glauben Sie, daß die Menschen nur zu dem Zwecke da sind, daß es Tod, Himmel und Hölle gibt? Darüber wollten wir ja auch nicht streiten, denn über diese und andere Fragen trennt uns eine ganze Welt mit tausend Fragen. Was ich wollte, war nur dies: Warum macht man das Leben zu einer so nutzlosen Sache und das Sterben zu einer so furchtbaren und häßlichen Abgangsszene? Warum quält man die Menschen in einer Stunde, da sie der Ruhe und des Friedens bedürfen? Warum foltert man sie fast ihr ganzes Leben lang mit dieser einen Stunde, als gäbe es sonst nichts zu tun, als dieser einen Stunde zu leben.“

„Das kommt daher, weil Sie Leben und Tod mißverstehen.“

„Nicht im geringsten, Herr Pfarrer. Ich begreife wohl, daß man sich mit solchen Dingen beschäftigt, aber nicht, daß man sich und die Menschheit ausschließlich damit beschäftigt. Und was ich weiter nicht billige, ist, wie gesagt, daß man diesen kurzen Augenblick zu einer theatralisch-häßlichen Szene herabgewürdigt hat. Nun sagen Sie allerdings, daß erst die Todesstunde allgemein, und für viele der letzte Appell an ihr Seelenheil wäre und daß ich, ebenso wie die meisten andern, womöglich erst in dieser Stunde nach dem letzten rettenden Anker Gottes tasten würde. Was in dieser Stunde ist und sein wird, kann ich natürlich heute nicht im voraus sagen. Aber ich kann doch schließlich aus der Erfahrung urteilen. Sehen Sie, man sagt mir erst jetzt, daß ich eigentlich nur aus Versetzen dem Tode entgangen sei. Ich weiß allerdings von dieser gefährlichen Lage nichts und bin auch nicht von einer einzigen seelischen Empfindung darauf aufmerksam geworden. Einfach wohl deshalb, weil der physische sowie der psychische Mensch in diesem Stadium allmählicher Auflösung weder physisch noch psychisch über sich im Klaren ist. Deshalb bin ich der Ansicht, daß die große Mehrzahl der Menschen durch die Worte des Nichts ginge ohne es zu wissen, wenn es ihnen nicht noch laut in die Ohren geschrien würde, bloß um einer kirchlichen Form zu genügen. Das ist ja gerade das Schöne des Todes, daß er ausbleibt und allen Zusammenhang mit der materiellen Welt verwischt. Deshalb, liebe man den Menschen so sterben, er ginge hin wie eine Blume und sein Leben löste sich auf wie der Strom ins Meer. Aber die Menschen sind ja grausamer als die Natur, trotz ihrer vermeintlichen Religion, und die Schöpfung ist nicht so widersinnig wie ihre denkenden Geschöpfe. Das Sterben ist der einzige Moment des Lebens, wo sich der Mensch wieder mit dem All versöhnt. Darum, weil dieser Augenblick schön sein sollte, glückselig und friedlich, scheuche man die Natur nicht aus ihrer Anbacht, sondern lasse sie groß und schön vollenden, was sie schuf. So sollte man leben und sterben.“

„Sie sind ein Atheist,“ erwiderte der Geistliche hierauf.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen,“ sagte ich zum Schluß. „Und ich wollte ja eigentlich nicht mit Ihnen über Gott und Gottesbegriffe streiten, sondern nur für die vielen Sterbenden, besonders in den Spitälern, wo man trotz Medizin und Wissenschaft am ärgsten stündigt, um einen ruhigen Abschied plädieren. Denn ich habe viel und Durstigbares gesehen, als ich Menschen um mich sterben sah.“

Der Geistliche warf noch einen Blick nach meinen Büchern auf dem Nachttisch, deren drei oberste mit den Namen Goethe, Carneri und Ibsen ihn scheinbar noch zu einer Frage reizten. Er ging aber mit freundlichem Gruß daran vorbei, sagte Lebewohl und trat zum nächsten Patienten.

Ich legte mich ermüdet in die Kissen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus West und Leben.

Verbrannte Kinder.

Eine erstaunliche Statistik hat Dr. Wrenn im Londoner Lancet über die Sterblichkeit von Kindern durch Verbrennung veröffentlicht. Wir erfahren daraus, daß in den sechs Jahren von 1906 bis 1911 allein in England und Wales rund 7800 Kinder durch Verbrennung ums Leben gekommen waren, weitauß die meisten wahrscheinlich durch Entzündung der Kleider. Die Untersuchung unterscheidet eine Reihe von Altersstufen bis zum 20. Jahr und zwischen Knaben und Mädchen. Was zunächst das Geschlecht betrifft, so sind die Unglücksfälle bei Mädchen bedeutend häufiger als bei Knaben. Auf jene entfielen rund 4900 auf diese 2900. Man geht keinesfalls fehl in der Annahme, daß dieser Unterschied zu ungunsten der Mädchen hauptsächlich durch die Kleidung bedingt wird. Diese Vermutung wird noch mehr verstärkt durch den Umstand, daß vom vierten Lebensjahr an das Mißverhältnis zum Nachteil des weiblichen Geschlechts immer

mehr wächst. Bis zur Vollendung des dritten Jahres sind Knaben und Mädchen gewöhnlich gleich gekleidet, und während dieser Zeit stellt sich die Statistik der Verbrennungen folgendermaßen: im ersten Lebensjahre 214 Knaben, 234 Mädchen; im zweiten 443 Knaben, 406 Mädchen; im dritten 840 Knaben, 623 Mädchen. Die Summe der drei ersten Lebensjahre ergibt also ein Mehr für die Knaben, das vielleicht durch deren größere Lebhaftigkeit zu erklären wäre. Im vierten Lebensjahre kommen nur noch 580 Knaben im Gegensatz zu 720 Mädchen durch Verbrennung ums Leben. Im fünften sogar nur 368 Knaben gegen 775 Mädchen. Für das spätere Alter werden nur noch Gruppen von je fünf Jahren aufgestellt, und die größere Gefahr des weiblichen Geschlechts tritt immer mehr hervor. Im Alter zwischen fünf und zehn Jahren verbrannten 1427 Mädchen und nur 389 Knaben. In den beiden nächsten Stufen bis zum 15. und weiter bis zum 20. Lebensjahre, bleibt die Ziffer für die Mädchen mit 369 bezw. 261 immer noch erschreckend hoch, während sie für die Knaben und Jünglinge auf 47 bezw. 33 sinkt. Eine Engländerin Miss Sygne hat erst vor kurzem ein größeres Werk über Kinderkleidung herausgegeben und darin den ärmeren Kreisen nach der Beobachtung in den Schulen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Daraus geht hervor, daß die Kleidung der armen Kinder meist nicht nur dürrig ist, sondern aus höchst entzündlichen Stoffen besteht, sodaß unter Umständen ein Funke genügt, um die Kleider blitzschnell in Flammen zu setzen. Auf die Gefahr der neuerdings auf den Markt gebrachten Flanellette ist schon oft besonders hingewiesen worden. In jeder Hinsicht sind die Mädchen dabei benachteiligt, weil einmal ihre Röcke viel umfangreicher und ausgebehnter und daher dem Feuerfange mehr ausgesetzt sind, sodann aber die Trägerinnen auch mehr an der Bewegung hindern. Für die armen Klassen kommt außerdem in Betracht, daß ein Schutz gegen die Kälte gewöhnlich nur darin gesucht wird, daß ein Mädchen mehrere Unter Röcke erhält, da es zu einem Mantel nicht reicht, und dadurch wird die Gefahr selbstverständlich in jeder Richtung vermehrt. Ein Punkt ist freilich zu berücksichtigen, daß die Mädchen später mehr zu Haus gehalten und auch mehr mit Aufgaben beschäftigt werden, die sie mit dem Feuer, namentlich in der Küche, in Berührung bringt. Andererseits haben die Knaben erfahrungsgemäß — trotz Paulinchen im „Strunwelpeter“ — mehr Neigung dazu, mit Streichhölzern oder Feuer zu spielen. Leider werden keine Zahlen für die einzelnen Jahre mitgeteilt, denn man sollte meinen, daß durch das allmähliche Verschwinden der Petroleumlampe die Zahl solcher Unglücksfälle abnehmen muß. Die sicherste Art der Beleuchtung durch Elektrizität, die auch den Gebrauch des Feuerzuges immer mehr ausschließt, wird allerdings wohl noch lange nicht bis in die ärmeren Volksschichten eindringen.

Die Mode des freien Halses. Das schlechte Wetter, das mit Regen und Nebel in diesen Tagen einsetzt, bringt gewöhnlich den niedrigen offenen Kragen aus der Toilette, weil man sich nicht gern mit freiem Hals einer Erkältung aussetzt. Aber die Strahlenkollanten behielten die niedrigen Kragen und den kleinen Halsausschnitt. Der neue Stil der Halsstracht triumphierte über die ähneln Hindernisse. Es ist eine schöne Mode, und niemand wird vom ästhetischen Standpunkt aus diesen steifen hohen Kragen mit den häßlichen Stäben, die an der Haut rote Flecke zurücklassen, eine Träne nachweinen. Dieser enge, den Hals fest umpressende Abschluß der Bluse und des Kleides war eine jener fragwürdigen modernen Erfindungen, die die Geschichte der Moden früher nicht kannte, denn selbst bei den höchsten und breitesten Kragen, bei den „Mühlsteinen“ und „Krausenrädern“, sorgte man dafür, daß sie vom Hals gehörig abstanden. Die Annuit des Frauenhalses wird sich nunmehr wieder in voller Schönheit offenbaren; freilich ist die Sprache des Halses ebenso be-
rechtigt wie verräterisch. Ein Sprichwort sagt, daß, wenn man das Alter einer Frau aus ihrem Gesicht errät, man es an ihrem Hals bestätigt finden kann. Frauen, deren Schönheitslinien also bereits gelitten haben, werden sich zu dieser indiskreten Mode nur ungern entschließen, und so ist sie denn hauptsächlich den jungen Frauen vorbehalten. Für ein schönes und frisches Gesicht aber ist der niedrige Kragen eine so entzündende Folie, daß das schöne Geschlecht so bald nicht zu dem hohen engen Kragen von ehemals zurückkehren dürfte. Die neuen Kragen bestehen aus Spitze, Stickereien, Felzen und Federn, schmiegen sich weich und unauffällig so um den Hals, daß sie den vorderen Hals ganz frei lassen. Als Halschmuck werden mit Vorliebe bunte Phantasiestecken getragen aus großen Bernsteinperlen oder Korallen, Fett, Papistazuli u. a. Sie bringen eine lustige und farbige Note in die Mode des freien Halses.

Weibliche Rechtsanwälte. Im Suffragii (Stimmrecht), das Organ des Weltbundes für Frauenstimmrecht, hat an die Landesorganisationen eine Reihe von Fragen gerichtet, die das Rechtsstudium der Frauen betreffen. In welchen Ländern werden Frauen zur Rechtsanwaltschaft zugelassen; in welchen Ländern können sie Rechtswissenschaften studieren. In Frankreich, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, einigen Kantonen der Schweiz, Kanada, Australien, Neu-Seeland, den Vereinigten Staaten, Finnland und teilweise in Indien, Ägypten und Rußland können Frauen Rechtsanwältinnen werden. In einigen anderen Staaten dürfen sie zwar Jura studieren, aber der Beruf des Rechtsanwalts bleibt ihnen verschlossen. Zu diesen Ländern gehören: Deutschland, Großbritannien, Belgien, Rumänien, Italien, Südafrika. Aber es gibt auch noch Länder, in denen die Frauen nicht einmal zum Rechtsstudium zugelassen werden, so z. B. in Oesterreich. Wie die Bedingungen in Serbien, Bulgarien, Portugal und Island sind, konnte nicht festgestellt werden. Die Frauenstimmrechtsorganisationen dieser Länder haben nicht geantwortet, doch darf wohl angenommen werden, daß Island, das den Frauen das politische Wahlrecht gab, ihnen das Rechtsstudium und den Rechtsanwaltsberuf nicht verschließt. In Italien, Großbritannien und Rumänien ist bereits mehrfach versucht worden, die Gleichberechtigung der Frauen auf diesem Gebiete durchzusetzen. Die Genossin Dr. Theresia Labriola hatte sogar bereits in einigen Prozessen als Verteidigerin fungiert, trotzdem erklärte der oberste Gerichtshof, daß Frauen nicht zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden könnten. Von dem rumänischen Kassationshof ist in der nächsten Zeit eine Entscheidung in der Frage zu erwarten. Frau Ella Negruzi hat auf ihren Antrag Ausnahme in die Rechtsanwaltschaft von Jassy gefunden, aber die höhere Instanz machte den Beschluß rückgängig. Sie wandte sich darauf an den Kassationsgerichtshof, der als letzte Instanz zu entscheiden hat.

Gesundheitspflege.

Die Erhaltung der Kinderzähne. Ein höchst wichtiger Faktor zur Erhaltung der Kinderzähne ist das richtige Kaueu. Nach Dr. Johnson ist das Erhalten der normalen Funktion im Munde von größerem Wert für die andauernde Gesundheit der Gewebe als der stete Gebrauch von Mundwässern und anderen künstlichen Mitteln, nicht nur in der Jugend, sondern auch im höheren Alter. Wenn die Gewebe erkrankt sind, so ist der Gebrauch von antiseptischen Auspülungen am Platze, aber, wenn Personen, die es gar nicht brauchen, beständig gurgeln und spülen, bewirken sie oft mehr Schaden, als Nutzen. Besonders können Kinder durch den beständigen Gebrauch von Zahnmitteln mehr geschädigt als in ihrer Gesundheit gefördert werden. Das Problem der Erhaltung der Zähne ist mehr als halb gelöst, wenn das Kind dazu angehalten wird, auf beiden Seiten des Mundes zu kauen, damit das Email poliert und das Zahnfleisch hart und widerstandsfähig bleibt. Natürlich ist dies bei der Nahrung unserer heutigen Zivilisation schwierig, da die Speise so zubereitet wird, daß gar nicht gründlich gekaut zu werden braucht, darum werden wir zur Benutzung der Zahnbürste gezwungen. Nun ist es aber äußerst wichtig, in der Jugend schon die Zahnbürste richtig zu gebrauchen, damit Zähne und Zahnfleisch gesund bleiben. Ein Kind muß zum richtigen Gebrauch der Zahnbürste so gründlich erzogen werden, daß es für immer an Reinlichkeit gewöhnt ist, dann wird es auch im späteren Leben niemals vernachlässigen, seinen Mund zu reinigen. Wenn ein Mensch stets darauf gewöhnt ist, die Zähne zu bürsten, bevor er sich abends niederlegt, wird er niemals sein Bett mit Behagen aufsuchen, wenn seine Zähne nicht rein sind. Bei der Pflege der Kinderzähne handelt es sich sowohl um die Pflege der Milchzähne, so lange sie bleiben, wie um die Pflege der bleibenden Zähne, sobald sie hervorkommen.

Für Haus und Hof.

Pfeffer aus Brennesseln. Ein Pfeffersatz, der dem Naturpfeffer gleicht, billiger und für Kranke sogar zuträglicher ist, kann aus der Brennessel gewonnen werden. Man erntet die Brennesseln zu diesem Zweck kurz vor der Blüte, trocknet und zerkleinert sie. Darauf werden sie mit Wasser, Essig, Salz, Del und Alkohol etwa 2 Stunden lang gekocht, bis die Brennesseln eine weißgraue Farbe angenommen haben und der größte Teil der Flüssigkeit verdunstet ist. Auf 60 Teile Brennesseln kommen 10 Teile Wasser, 20 Teile Alkohol, 5 Teile Del, 3 Teile Essig und 2 Teile Salz. Die Masse wird sodann getrocknet, zu Pulver zerstoßen und kann darauf wie der Naturpfeffer zum Würzen jeder Speise benutzt werden. Für die Krankenloft bietet er sogar gesundheitliche Vorteile vor dem Naturpfeffer.